

dtv

Pulcinellen sind in Italiens Süden spezielle Charaktermasken der Commedia dell'arte, unverschämt listige Diener, Säufer, Bettler, Krüppel. Wenn sie tot sind, endlich, kommt morgens die Stadtreinigung, »kehrt sie auf einen Haufen mit den zerquetschten Orangen und den nassen Zeitungen und kippt sie dann an einer stillen, häßlichen Stelle ins Meer«. – Ob Martin Mosebach vom Zustand der letzten Pulcinellenschar oder der Höllenwohnung Don Giovannis erzählt oder den Leser gar in den Zirkel der venezianischen Hofberichterstatter versetzt: mit seinen siebzehn poetischen Geschichten entführt er in ferne Länder und vergangene Zeiten und offeriert eine wunderbare Sammlung literarischer Spielereien, die den Leser mit geradezu perfidem Witz und einer Prise englischem Nonsens betören. »So empfehlen sich diese visuellen Virtuosesstückchen als Einschlaflektüre des postmodernen Zeitalters ... Doch Vorsicht! Bei leichtem Schlaf und Traum können die ästhetizistischen Sätze zu einem beunruhigenden Eigenleben erwachen.« (Friedmar Apel in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«)

Martin Mosebach, 1951 in Frankfurt am Main geboren, erhielt 1980 den Förderpreis der Jürgen-Ponto-Stiftung und arbeitet seitdem als freier Schriftsteller. 1999 wurde er mit dem Doderer-Preis geehrt. Sein Werk umfaßt Romane, Erzählungen, Gedichte, Theaterstücke, Drehbücher und Libretti. Martin Mosebach lebt in Frankfurt.

Martin Mosebach

Das Grab der
Pulcinellen

Erzählungen Pasticci
Phantasien

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Martin Mosebach
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die schöne Gewohnheit zu leben (12659)

Ungekürzte Ausgabe
Februar 2001
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1996 Berlin Verlag
Verlagsbeteiligungsgesellschaft mbH & Co. KG, Berlin
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Das Schaukelspiel« (ca. 1793) von Tiepolo
(© AKG, Berlin)
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Goudy Old Style
Druck und Bindung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 3-423-12863-1

INHALT

Das Grab der Pulcinellen	7
Konfidenzen in der Nacht	15
Die Unschuld der Götter	23
Venedig, den 13. Februar 1883	45
Jungle-Jungle	59
Meine Kollektion	71
Ich arbeite mit dem Menschen	81
Wonnen und Qualen der Inquisition	87
Das Tagebuch des Cavaliere Bentrovato	93
Les amants de Venise	99
Das Osterlamm	107
Don Giovannis Höllenwohnung	111
Vermischte Nachrichten	129
Die Geschichte	145
Offizium	153
Die neue Alchimie	161
Kommen Sie, Flore	173

DAS GRAB DER PULCINELLEN

Als ich nach Neapel kam, war das Pulcinellenwesen dort schon so gut wie ausgestorben. Gewiß, ich hatte längst nicht mehr damit gerechnet, in jedem beliebigen Hinterhof der Spacca von der schwarzen Maskenschar überfallen zu werden, mit keckerndem Gelächter zu dem anfeuernden, gellenden Gesang eines Tenors im Kreise gedreht zu werden und schließlich in den Armen einer erschöpft am Boden liegenden Tarantellatänzerin zu landen, in Weinpfüten und zerrissenen Blumenranken, im Ohr nur noch den Kastagnettenklang, der einen höhnischen Gegenrhythmus zu den Bemühungen der selbstvergessenen Paare schnalzt.

Daß die Zeiten vergangen waren, in denen sich überall die übermütigsten Pulcinellen in den Wäscheleinen wiegten, um sich von Fenster zu Fenster zu schwingen, wo sie mit angezogenen Beinen hocken blieben, um ein junges Mädchen, das über eine Waschschüssel gebeugt war, zu beobachten, sie tückisch in den runden Hintern zu kneifen und die Enttäuschte dann auf demselben Wege zu verlassen, war mir bekannt, ebenso, daß nur noch selten der berühmte scheppernde Wirbel von ihnen erzeugt wurde, der die Gassen der Altstadt früher so häufig durchtobte und in dem die Kaffeetassen, der Zucker, die kup-

fernen Eismaschinen, die Blechlöffelchen und die mit bitter-süßen Lippenabdrücken versehenen Liqueurgläschen zu einer klingelnden, alles verschlingenden Masse verschmolzen.

Ich erwartete auch nicht mehr, jemanden aus der bunten Schar der Ohrenbläser, Schaumschläger und Schnapphähne im charakteristischen, aus fallschirmseidenen Lumpen zusammengesetzten Gewand zu erblicken, deren wesentlicher Betrug darin bestanden hatte, daß sie wie ein lärmendes Gefolge aussahen, obschon sie durchaus niemandem folgten und ihre Liebedienereien nur automatisch und ohne Ernst anboten.

Als ich nach Neapel kam, war ich nüchternen Sinnes und sehr sachlich nur darauf aus, mir anhand toter Spuren eine Welt vor meinem inneren Blick erstehen zu lassen, die für den äußeren unsichtbar geworden war.

Wie konnte ich ahnen, daß mich der Anblick der abgemagerten letzten Pulcinellen, die mit leeren Augenhöhlen auf den Deckeln überfüllter Mülltonnen kauerten, so beeindrucken würde. Die unter ihnen, die niemals einer Sprache mächtig gewesen waren, weil ihnen kurz nach der Geburt der Kehlkopf herausgenommen und durch eine Mundharmonika ersetzt worden war, husteten verstimmt ein trauriges »Santa Lucia«, das in gurgelndem Tonsalat erstickte, wenn sie sich in ihrem Altersschwachsinn verschluckt hatten.

Da war keiner, der ihnen auf den Rücken geklopft hätte, um das Malheur beheben zu helfen, erbarmungslos kreisten Hunderte von Automobilen mit alles übertönendem Hupen um diese letzten trostlosen Zeugen des berühmten neapolitanischen Volkslebens.

Was Wunder, daß da niemand auch von den klapprigen Jongleuren noch Notiz nahm, die einstmals zwölf Pomeranzen zugleich durch die Luft gewirbelt hatten; mit nachlassenden

Kräften war eine nach der anderen verlorengegangen. Jetzt warfen sie nur noch ihre weißen Spinnenhände in die Höhe, die nichts mehr in Bewegung hielten oder auffingen, und blickten dabei dennoch und immer noch mit beifallheischem Lächeln auf dem eingefallenen Mund um sich in die blauen Gaswolken, die das Autokarussell beständig erzeugte und hinter denen sie einem möglichen Publikum völlig verborgen waren.

Die Glöckchen verrostet, die meisten ohne Schlegel, das mürbe Fell der Tamburine gesprungen und zerfetzt, so liegen die Requisiten ihres Treibens um sie her wie das Herbstlaub und sehen nicht besser aus als ihre eingetrockneten Herren.

Gewiß, es gibt auch im modernen Neapel noch Refugien des Pulcinellenwesens, aber wie traurig nehmen sie sich aus, verglichen mit der berausenden Fröhlichkeit der alten Tage. Die wenigen, die sich etwas Geld oder eine kleine Rente haben zusammenraffen können, treffen sich allabendlich zum Glücksspiel in der Osteria Malcompagna, an deren Eingangstür eine Liste mit fünfhundert verbotenen Spielen hängt.

Da stehen sie und stecken die Köpfe zusammen, reißen sich gegenseitig die fleckigen Spielkarten aus den Händen und werfen sie wie eine Handvoll Vögel in das schummrig erleuchtete Lokal. Alles stürzt zu Boden und wühlt wild in den Karten herum, bis aus hundert Kehlen der Schrei dringt: »Gewonnen, gewonnen!« Dann gibt es einen furchtbaren Streit, jeder rückt jedem zu Leibe, in der Mitte steht der Cafetier Signor Malcompagna, der einzige wahre Gewinner des Spiels und ein schlechter, falscher Mensch, und teilt Stöße an seine spindeldürren Gäste aus, daß ihre langen Nasen aneinanderschlagen: er droht, ganz gleich seinen Laden zu schließen, wenn nicht endlich Ruhe herrscht, und so beruhigt sich das bewegliche Pack, aus Angst, sonst wieder nach Hause in die winzigen, feuchten

Quartiere zu müssen, und bleibt gehorsam bis zur nächsten Kartenpartie.

Der dickste der Pulcinellen, die bei Malcompagna verkehren, hat weder Vermögen noch eine regelmäßige Apanage, er hat sich einen bürgerlichen Beruf zugelegt, der ihn ernährt und ihn rund und fett macht.

Er schaut mit Verachtung auf die andern, geht aber doch noch jeden Tag in das Café in der Hoffnung auf ein Spiel und einen Zank. Ein Metzger hat ihn eingestellt, dessen offene Ladhöhle voller toter Hühner, Euter und Lungen hängt.

An der Rückwand des Ladens ist ein Bild der Madonna von Pompei angebracht, sie neigt freundlich ihr Haupt nach unten zu uns, auf ihrem gelben Hals ist ein kleiner Blutspritzer, sie hat vorher niedriger gehangen. Um sie herum leuchtet ein Strahlenkranz aus einer blauen Neonröhre, die muß der dicke Pulcinell morgens anknipsen und abends wieder ausmachen. Er erhält dafür an jedem zweiten Tag einen Knochen zum Auslutschen, seine lange Zunge gleitet hinein und saugt und schleckt, bis der Knochen so leer wie eine Flöte ist. Dann streckt er die Zunge der Madonna entgegen, stiehlt noch eine Handvoll Hackfleisch und verschwindet, aber er bleibt in der Nähe – vielleicht gibt es noch etwas zu tun?

Die andern Pulcinellen würden ihn verachten, wenn nicht die Aura des Reichtums ihn umgäbe: die hat ein Parfum für sie, das sie träumen läßt, sie denken dann an die Zeiten, in denen sie bei den Ehebrüchen der notorisch unglücklichen Königin von Neapel die Tapetentüren zuhalten durften, wofür sie so reich mit butterglitschigen Spaghetti belohnt wurden, daß ihre aufgeschwollenen Bäuche rund um den Capodimonte herum sprichwörtlich waren.

Die meisten von ihnen haben ihre Haut an die beste Mando-

linenfabrik der Stadt verkauft, sie haben dafür einen Beutel erhalten, der prallgefüllt mit leichtem Spielgeld ist, das zählen sie und werfen es sich in der Wut um die Ohren.

Die Mandolinen, die mit ihnen bespannt werden, sind die besten der Welt, aber sie gehen ins Ausland und klingen nur dann noch in der Stadt, wenn die mißtrauischen Einkäufer auf ihnen herumklimpern.

Wenn die Pulcinellen sie auf Schallplattenaufnahmen riesiger Orchester, deren Dirigenten amerikanische Professoren sind, ausmachen können, verfallen sie in ein ihr ausgehungertes Innere fast sprengendes Gelächter der Schadenfreude, das sie vergessen läßt, daß auch ihre Haut bald dazu bestimmt sein wird, solche Töne hervorzubringen.

Bevor sie ihre Streitereien bei Malcompagna beginnen, sind sie noch friedlich, zeigen sich alte Andenken, husten und kichern, die Jüngeren machen auch noch einen kleinen Bocksprung, wenn Signor Malcompagna seinen schwitzenden Schädel hinter die Theke steckt, um den Zuckersack zu betasten.

Dann kommt der dicke Pulcinell, der nach frischem Fleisch riecht, er zieht die andern an, sie tummeln sich um ihn wie die Fliegen und wollen was von ihm wissen, sie bieten ihm aus zerknüllten rosa Papiertüten muffiges Konfetti an, er stößt es weg, die Papierpümpchen tanzen noch in der Luft, wenn Signor Malcompagna sein feistes Haupt hinter der Theke hervorsteckt, um den dicken Pulcinell zu begrüßen, den er als einzigen von allen Gästen für voll nehmen kann, weil er als einziger Liqueur bestellt.

Jeder Schnaps wird auf seiner schwarzen Nase mit einem Kreidestrich vermerkt, wenn die Nase ganz weiß ist, muß er dennoch nicht zahlen, er rechnet mit gewissen Diensten auf, die er Signor Malcompagna gelegentlich leistet.

Die andern umschwirren unterdessen die offene Flasche und atmen die alkoholische Minze ein, bis sie betrunken sind und die tollsten Geschichten von früher erzählen, gefährliche Geschichten, die manchen von ihnen das Leben kosten wird: etwa die Geschichte vom Tisch.

Der Tisch war nicht in Neapel selbst, sondern in der Nähe auf dem Lande, es standen vierundzwanzig Stühle darum, er war festlich weiß gedeckt und schön schattig unter einer Pergola, auf dem Tisch standen Körbe mit Trauben, Melonenschnitt und Zitronen, die Sonnenflecken malten ein schönes Muster, der Olivenhain, der rauchende Vesuv, das blaue Meer, alles war vorbereitet, und der Tisch stand ganz allein da und wartete auf die Gäste.

Aber unter dem Tisch, wohl verborgen durch die langen Tischtücher, da saß eng aneinandergedrängt, sich die Nasen zuhaltend und zitternd wie die Katzen, ein ganzer Stall voll von Pulcinellen und raschelte und fiepte, hielt sich aber so ruhig wie möglich.

Zudem kommen die Gäste, lauter große Herren und Damen, und setzen sich an den Tisch, sind sehr zierlich und höflich zueinander, und die Deutschen, die dabei sind, loben die Aussicht.

Als alle ein Glas in der Hand halten, pfeift der kleinste Pulcinell auf seinen Fingern, und schon stürzt die Schar hervor, den Damen unter die Röcke, schmeißt sie vom Stuhl und sekkert sie mit den Nasen, wirft die Männer ebenso um und zwackt sie, daß sie aufheulen vor Schmerz, schnattert und flattert, nimmt überall ein Beutestück mit, einen Strumpf, einen Schuh, eine Uhr, eine Flasche Wein, und verschwindet in den Bäumen.

Wenn die Pulcinellen sich diese Geschichte erzählen, faßt sie ein unheimliches Leben, sie lachen bis zum Zerplatzen, sie tan-

zen, weil es sie fast zerreißt, keiner hört mehr das Schimpfen des Signor Malcompagna, und dann winden sich schon die ersten in Krämpfen auf dem Boden, sie kriegen den Husten, dann rcheln sie, dann zucken sie noch einmal, dann sind sie tot.

Signor Malcompagna wirft sie in die Ecke, über Nacht schrumpfen sie zusammen, bis sie von gewöhnlichem Mll nicht mehr zu unterscheiden sind.

Am Morgen kommt die Stadtreinigung, kehrt sie auf einen Haufen mit den zerquetschten Orangen und den nassen Zeitungen und kippt sie dann an einer stillen, hblichen Stelle ins Meer.

KONFIDENZEN IN DER NACHT

Groteske Skizze aus der Stummfilmzeit

Sie müssen mein Elend aus meiner Jugend begreifen, ich stamme aus bitterarmen Verhältnissen. Ich hatte zwei Brüder, Albert und Eduard – Albert ist tot – unsere Not hatte nicht vermocht, ihm genügend Lebenskraft mit auf den Weg zu geben – Eduard ist heute Volksschullehrer im Harz – wir sehen uns niemals. Wir schliefen in einem Bette, es war zu klein für uns drei. Mutter ernährte uns mit Häckseln, die schwere Häckselmaschine stand im einzigen trockenen Winkel des Hauses. Vater war der Unglücklichste von uns – niemals habe ich ihn die Geige von der Wand nehmen sehen, obwohl er in seiner Jugend für sein Spiel gerühmt worden war. Statt dessen erinnere ich mich an schreckliche Szenen, die der allzuoft Spätheimkehrende der erschöpften Mutter machte. Tagsüber war er von stiller Resignation, raufte seinen silbernen Bart und kehrte die Häckselabfälle um die Maschine herum zusammen, während der bleiche Albert und ich unserem Bruder Eduard lauschten, der plumpe Melodien auf der Sackpfeife blies. Wenn wir uns um den rohen Tisch versammelten, um salzigen Graupenbrei und Wasser statt eines Mittagmahles zu uns zu nehmen, gellte oft die Glocke durch das Haus, weil Dienstmädchen der wohlhabenden Kunden meiner Mutter gekommen waren, um be-

stellte Häckselware abzuholen. Mutters verhärmtes Gesicht hellte sich im Gespräch mit den Mägden zu einem mechanischen Lächeln auf, wenn ihr die wenigen Groschen abgezählt wurden, für die sie nächtelang gearbeitet hatte. Wir sahen von unserer Suppe auf und betrachteten diese Dienstmädchen, die rote Wangen hatten und kräftige Arme und uns stets wie Abgesandte von den Inseln der Seligen erschienen. Manchmal hielt auch ein großes Automobil vor unserer Tür, und ein starker Chauffeur nahm an der Tür mit ungeduldiger Herablassung ein wohlverschnürtes Paket entgegen, das er alsdann im Kofferraum des Wagens verstaute. Durch die Scheiben erkannte ich eine Dame mit einem winzigen Hut, die mich blicklos betrachtete. An anderen Tagen war sie in Gesellschaft eines schweren eleganten Mannes, dessen Zylinder bis an den Himmel des Wagens reichte, und dann saß sie auch wieder allein im Auto, beobachtete teilnahmslos, wie ich ihrem Chauffeur das Häckselpaket übergab, und wandte ihre schwarzglänzenden Augen, die übergroß wie bei einer zu Tode Erschöpften waren, dann langsam ab. Diese Dame war die Baronin Hoffmann, die Gemahlin des mächtigen Besitzers der einzigen Dampfmaschine unserer Stadt. Ihre Villa stand im schönsten Viertel und war dort das schönste Haus, sie hatte einen großen Bedarf an Häckselware; daß sie sie so häufig selbst abholte, erklärte sich daraus, daß unser Haus auf dem Weg zur Kaserne lag, wo sie manchmal Besuche machte. Ich entsinne mich noch der dröhnenden Stimme des Barons, der mit seinem spiegelnden Hut einmal auf unseren armen Dielen stand und meiner zutiefst beschämten Mutter erklärte, daß eine kurze, aber wichtige Reise, die er in die Hauptstadt zu unternehmen habe, die Baronin für eine Woche an das Haus fesseln und Ausfahrten mit dem Automobil unmöglich machen würde. Er bestelle

deshalb die stets massenhaft benötigte Häckselware auf seine Villa – »Sie haben da einen strammen Buben!« bemerkte er geräuschvoll zu meiner Mutter und sah mich durch eine eisig funkelnde Glasscherbe an. »Wie heißt du, mein Junge, und wie alt bist du?« fragte er daraufhin, in einschüchternder Weise die breite Brust mir zugewandt. »Joseph, Herr Baron, bin vierzehn Jahre alt«, antwortete ich zaghaft und doch eilfertig. »Da wird ihm bald der Schnurrbart wachsen, ein schlimmes Alter, gute Frau!« Er wandte sich majestätisch zum Gehen, draußen knallte der Motor und hüllte alles in eine hellblaue Gaswolke.

Schon am nächsten Tag war ein neues, sehr großes Paket mit Gehäckseltem fertig vorbereitet. Mein gewöhnlich in tiefes Schweigen versunkener Vater trug mir auf, mich mit Wasser zu kämmen und die Last zur Villa der Baronin Hoffmann de Souza zu tragen. Ich war außer Atem, als ich dort anlangte, denn sie lag am anderen Ende der Stadt. Als ich am Lieferanteneingang klingelte, öffnete mir ein Dienstmädchen und befahl mir, ihr zu folgen. Wir gingen durch einen langen dunklen Flur, an einer halbgeöffneten Doppeltür vorbei. Durch sie sah ich in einem palmengeschmückten Zimmer auf einem Diwan die Baronin Hoffmann de Souza liegen, sie blickte mich aus ihren verzehrend glühenden Augen an, aber ich wagte nicht, sie zu grüßen, weil ich daran zweifelte, ob sie mich überhaupt wahrnahm. »Sie hat gerade gebadet«, sagte das Dienstmädchen, als wir in der am Ende des Flures liegenden Küche standen. »Bezahlt wird übermorgen, wenn du das nächste Paket bringst!« Dann schob sie mich wieder zum Eingang. Die Doppeltür war diesmal geschlossen.

Zu Hause fragte mich meine Mutter, die einen Augenblick die Häckselmaschine abgestellt hatte, ob die Frau Baronin da-

gewesen sei. Als ich das bejahte, fragte sie weiter, woher ich das wisse. »Ich habe sie gesehen, sie hatte gerade gebadet«, sagte ich. Mein Vater blickte auf, leuchtete Hoffnung in seinen Augen? Meine Mutter schickte mich in den Hof zu Albert und Eduard.

Am übernächsten Tag stand ich wieder, mit dem schweren Häckselpaket bepackt, vor der Hintertür der Villa Hoffmann de Souza. Ich mußte eine Weile warten, bis mir das Mädchen öffnete. Sie hatte nasse Hände und schien aufgelöst, als ob sie im Wasserdampf gestanden hätte. Aus einer der auf den langen, düsteren Flur führenden Türen, die halb geöffnet stand, drang das gurgelnde Geräusch laufenden Wassers. Durch den Türspalt sah ich im hellen Licht des Badezimmers die weißen Schultern der Baronin aus der Wanne ragen. Sie blickte mir mit glühenden schwarzen Augen entgegen. Ich verbeugte mich ungeschickt, behindert durch das schwere Paket und die ungewöhnliche Situation. Das Dienstmädchen warf mit einem Knall die Badezimmertür zu und drängte mich zur Küche. »Sie badet gerade«, sagte sie, als sie das Paket öffnete und mir meine Groschen abzählte. »Ich glaube, du bist schon ganz schön stark«, fügte sie nachdenklich hinzu. »Geh jetzt und vergiß nicht wiederzukommen, übermorgen zum letzten Mal, dann kommt der Herr Baron zurück, und es wird wieder ausgefahren.« Auf dem Weg durch den dunklen Flur, vorbei an der Tür, hinter der das Wasser rauschte, ergriff mich eine tiefe Erregung, und das Gefühl eines tödlichen Unglücks ließ mein Herz rasend schlagen. »Zum letzten Mal, zum letzten Mal«, flüsterte ich vor mich hin, und die hinter mir ins Schloß fallende Tür schien mir ein greifbares Symbol meiner Hoffnungslosigkeit.

»Sie war da, nicht wahr?« fragte mein unglücklicher Vater, als ich nach Hause kam. »Und hast du sie gesehen?« »Wie soll er

sie gesehen haben?» fuhr meine Mutter hart dazwischen. »Du weißt doch, was sie am Vormittag tut und wie abscheulich sie darin von dem jungen Weib unterstützt wird – wenn sie nicht in die Kaserne fahren kann. Mir krampft's das Herz zusammen, wenn ich denke, daß wir den Jungen da hineinschicken!« Den Tränen nah – er war leicht zu erschüttern, mein von den Prüfungen des Lebens zerbrochener Vater! – antwortete er meiner Mutter, die ihre Arbeit an der Häckselmaschine wieder aufgenommen hatte: »Wenn es doch auf den ausdrücklichen Wunsch des Herrn Baron geschieht, so soll uns doch nicht anfechten, daß sie immerfort ba . . .« »Joseph soll zu seinen Brüdern gehen und ihnen auf der Sackpfeife vorblasen, daß sie den Hunger vergessen«, unterbrach meine Mutter wiederum und schickte mich in den schmutzigen Hof, wo meine bleichen Brüder mich stumm empfingen.

Meine Gedanken kreisten um die schwarzen Augen der Baronin wie Satelliten um einen Planeten. Von der Vergeblichkeit meiner Leidenschaft erschüttert, die mir erst wirklich bewußt geworden war, seit ich wußte, daß zwei weiße Schultern diese Augen trugen, beschloß ich, das Ende meines Traums mit einem Grabeskreuz aus Worten zu krönen. Auf ein gelbliches Blatt Papier schrieb ich deshalb: »Frau Baronin, Ihre Augen sind schwarze Fackeln, die meine Seele verdüstern. Rote Allerseelenlämpchen werden bald auf der ewigen Ruhestätte dessen leuchten, der ohne Sie nicht mehr leben kann. Dies schreibt ein Verlorener, weil er es nicht wagen darf, sich der Ihrige zu nennen.«

Diesen Brief steckte ich mit einer Nadel an der Innenseite meiner zerrissenen Hose fest, um ihn bei meinem letzten Gang unauffällig in der Villa fallen lassen zu können, im dunklen Flur, der der Ort meiner Visionen gewesen war.

Der Tag kam heran, und in unserer lichtlosen Vorderstube, die verlassen lag, fand ich auf dem Tisch ein großes Paket mit Häckselware, das die Aufschrift »Für Hochwohlgeboren Frau Baronin Hoffmann de Souza, daselbst« in der zittrigen Hand meines Vaters trug.

Der Weg erschien mir länger als sonst, in meinen Oberschenkel stach bei jedem Schritt die Stecknadel, die mein Geständnis an mein Hosenbein heftete. Als ich vor der Villa stand, bemerkte ich, daß die Lieferantentür nicht geschlossen war, sondern leicht offenstand. Ohne zu läuten, schob ich mich mit meinem Paket in den düsteren Flur und machte ein paar zaghafte Schritte auf die weit hinten liegende Küchentür zu. »Ich glaube, der Kleine ist da«, hörte ich die Stimme des Dienstmädchens plötzlich hinter der angelehnten Doppeltür. Die Tür öffnete sich, und das Mädchen stand vor mir. »Du bist rechtzeitig da«, sagte sie mit gedämpfter Stimme. »Sie hat noch nicht gebadet. Stell das Paket ab und komm herein.« Im Zimmer erkannte ich die Baronin zunächst nicht. Sie stand am Fenster, das weiße Licht, das scharf in den nachtblauen Salon fiel, blendete mich. Als sie sich umdrehte und ich spürte, wie ihre riesigen Augen schwarzglänzend auf mir ruhten, begann ich zu zittern. »Hier haben Sie ihn«, wandte sich das Mädchen zu seiner Herrin, »er trägt die schweren Pakete, aber er ist ja auch schon groß – jedenfalls groß genug –, stell dich gerade hin und mach dann deine Verbeugung und dann stell dich wieder gerade hin und vor allem ins Licht, damit die Frau Baronin dich betrachten kann – Sie sehen, Frau Baronin, er ist nicht schlecht gewachsen, trotz der Graupen, mit denen er vermutlich großgezogen wird, und sein stoffelhaftes Betragen will ich ihm schon abgewöhnen, man darf sich keine falschen Vorstellungen machen, woher er kommt, der Vater ist heute zwar eine Ruine,